I.

Antrittsrede des Direktors.

Gehalten am 19. April 1898.

Durch die gnädige Entschliessung unseres durchlauchtigsten Landesherrn und der hohen Staatsregierung an diese Stelle berufen, spreche ich allem andern zuvor meinen Dank aus für das mir geschenkte Vertrauen. Von diesem Danke aber ist untrennbar das Bewusstsein des hohen Masses von Verantwortung, das mir mit dem anvertrauten Amte auferlegt ist. Möge mir Gottes Beistand nicht fehlen, um, unterstützt von meinen Amtsgenossen, den mannigfachen Aufgaben, die an uns herantreten, gerecht zu werden.

Jeder Wechsel der Art, wie er sich jetzt hier vollzogen hat, ruft in den Herzen derer, die davon betroffen, naturgemäss eine Mischung verschiedenartiger Gefühle hervor. Über jeder Lösung langjähriger Gemeinschaft ruht ein Hauch der Wehmut. Und so auch hier über der Trennung von einem Manne, der Jahre lang den reichen Schatz seines Wissens in den Dienst dieser Anstalt gestellt hat und dem ich selbst als sein ehemaliger Schüler zu dauerndem Danke verpflichtet bin. Der Eintritt eines anderen aber, der zwar der Mehrzahl der Collegen bekannt, aber im Übrigen dem Ort seiner neuen Wirksamkeit ein Fremdling ist. giebt ebenso leicht dem Zweifel wie der Hoffnung Raum. Möchte weder nach der einen noch nach der andern Seite hin zu weit gegangen werden. Auch nach der letzteren nicht. Denn wenn zu irgend einer Zeit, so ist es gegenwärtig schwer, die überlieferten Formen gymnasialer Bildung mit den Forderungen und Strömungen der Zeit in Einklang zu halten.

Wir leben in einer Zeit des Übergangs, und manche meinen, dass mit der Wende des Jahrhunderts, der wir mit raschen Schritten entgegen eilen, ein neues Zeitalter staatlicher und geselliger Ordnung und damit auch eine gründliche Umgestaltung aller Bildungsformen anheben werde. Schon seit einer Reihe von Jahren ist das Rad der Schulreform in lebhaftem Umschwung. Die Zeiten werden andere. Neuer Inhalt ringt nach neuen Formen. Dem geänderten Zeitgeist gegenüber kann auch das Gymnasium nicht unbedingtem Stillstand huldigen. Es hat das Mass des klassischen Unterrichts um etwas eingeschränkt und die Art des Betriebes in einigen Punkten geändert. Aber noch behaupten sich die klassischen Studien im Mittelpunkt des gymnasialen Unterrichts und, täusche ich mich nicht, so werden sie es auch ferner thun. Denn diese Studien hängen so eng mit der Grundlage aller wahren höheren Bildung zusammen, dass das deutsche Volk sie als Bildungsmittel nicht aufgeben kann, ohne sich selbst, wenn nicht aufzugeben, so doch herabzusetzen.

Von diesen inmitten alles Wechsels bleibenden Grundlagen des gymnasialen Unterrichts und den damit zusammenhängenden Forderungen, treibt es mich, in dieser Stunde mit Ihnen zu sprechen.

Es ist immer die Aufgabe der Gymnasien gewesen und wird es, so lange das Gymnasium seinen Namen noch verdient, bleiben, seinen Schülern die Wege zu weisen zur Erlangung wahrer Geistesbildung oder dessen, was man mit dem Namen Humanität bezeichnet.

Wahre Geistesbildung aber ist nicht jener gleissende äussere Schliff, der sich den Formen feinerer Geselligkeit gewandt anzuschmiegen weiss, der aber nur zu oft bloss die blendende Hülle innerer Hohlheit ist, darauf berechnet der inneren Nichtigkeit den Schein der Wichtigkeit zu geben.

Auch nicht jene bei uns jetzt so viel bemerkte Fähigkeit, über alles mitsprechen zu können, über Musik und Komponisten, über Gemälde und Maler, über Freihandel und Schutzzoll. Das Ideal dieser Bildung wäre schliesslich, aus dem Menschen eine Art wandelndes Konversationslexikon zu machen, ihn auszurüsten mit einer möglichst grossen Summe fertiger, d. h. auswendig gelernter Urteile. Das ist äusserlich aufgerafftes Flitterwerk, nicht innerlich angeeigneter Erwerb.

Auch nicht die blosse fachmännische Routine und Tüchtigkeit, so unentbehrlich und schätzenswert sie gleich ist.

Selbst nicht die Gelehrsamkeit als blosse Gelehrsamkeit, denn sie kann bestehen ohne die lebendige Anerkennung der höchsten Zwecke des Lebens, die der Gelehrsamkeit erst ihre Weihe giebt, sie zum Priestertum der Wahrheit macht.

Wahre Bildung ist jene freie, rein geistige Bildung, welche dem Wahren, Guten, Schönen um sein selbst willen huldigt, die sich nicht nur bezieht auf das, was einer brauchen und noch weniger auf das, wofür einer gebraucht werden kann, so wenig dies etwa verachtet oder vernachlässigt werden soll. Diese Bildung seinen Schülern wenn nicht unfehlbar zu vermitteln, so doch ihre Vermittelung anzustreben, in ihrem Geiste die Arbeit des Lernens zu gestalten und sie als Leitstern anzuerkennen, das ist die schöne, aber auch schwere Aufgabe der höheren Schulen und vor allem der Gymnasien. Von ihrem Gelingen hängt zum grossen Teil die Wohlfahrt unseres Volkes ab, hängt es ab, ob brutaler Eigennutz und stumpfsinniger Werkeltagsgeist, oder Achtung vor allem Edlen und Hohen, frische Begeisterung für das Ideale die Herrschaft bei uns haben soll. In den grössten Momenten seiner Geschichte, in der Reformation, den Freiheitskriegen, auch 1870, hat unser Volk stets dem Letzteren den Preis gegeben und dadurch seine edlere Anlage bewährt. Sollte es dieser Sinnesart abtrünnig werden, dann würden uns alle technischen Fortschritte unserer Kultur nichts helfen; es wäre, als ob wir mit all unseren staunenswerten Errungenschaften in einem Sumpfklima lebten, das uns trotz aller Erfindungen und Vervollkommnungen nicht zu rechtem Lebensmut, zu rechter Lebensfreude kommen liesse. Darum sagen wir:

Wer nicht erstens gelernt hat, die Hoheit der Wahrheit — der wissenschaftlichen Wahrheit meine ich hier — rein um ihrer selbst willen und abgesehen von dem Nutzen, den sie gewährt oder gewähren kann, zu achten und in Ehren zu halten, der hat ihres Geistes keinen Hauch verspürt.

Wer zweitens für das Schöne in Natur, Kunst, Dichtung kein Herz, keine Empfänglichkeit hat, wer nicht gelernt hat, den inneren Wert des Schönen und den unvergleichlichen Vorzug, den es vor allem bloss die Sinne Reizenden verdient, anzuerkennen, dem fehlt das Kennzeichen wahrer Bildung.

Und wer drittens nicht wenigstens zu dem ernsten Vorsatz sich erheben kann, die Pflicht um der Pflicht, das Gute um des Guten willen zu thun, der glaube nicht im Besitze wahrer Bildung zu sein.

Nach diesen drei Gesichtspunkten, des Wahren, Schönen, Guten, lassen Sie uns die Anforderungen an wahre Bildung und die Bedingungen ihrer Erlernung betrachten. Die Natur der Sache bringt es mit sich, dass wir bei dem ersten Punkte am längsten verweilen werden.

Die Gymnasien sind ihrer ursprünglichen Bestimmung nach Vorbereitungsstätten für die wissenschaftlichen Berufsarten, und für diese vorzubilden ist auch heute noch trotz der Vervielfältigung der höheren Berufsarten und der dadurch etwas veränderten Bedeutung der Gymnasien ihre vornehmste Pflicht. Wissenschaftliche Arbeit aber ist Suchen nach Wahrheit. Die Fähigkeit und den Trieb dazu in dem jugendlichen Geiste zu wecken, ist demnach eine Hauptaufgabe der Gymnasien. Denken lernen sollen unsere Schüler. Dazu aber ist die erste Bedingung Respekt vor der Wahrheit als solcher. Denn Denken ist nichts anderes als folgerichtiges Ergründen der Wahrheit durch Unterscheiden und Vergleichen, durch Begriff und Schluss.

Der Arbeitsstoff aber, an dem das Gymnasium in dieser Richtung die Kräfte übt, muss so gewählt sein, dass er der jugendlichen Eigenart und Fassungskraft möglichst angemessen ist. Einen solchen besitzt das Gymnasium vor allem an den classischen Sprachen und ihrer Litteratur und der durch diese vermittelten Bekanntschaft mit der antiken Kulturwelt überhaupt. Die antike Litteratur und Kultur trägt im Vergleich zu der späteren Entwickelung in hervorragender Weise den Charakter des Jugendlichen, Frischen, Ursprünglichen, Natürlichen und Einfachen. Unsere moderne Weltanschauung und Kultur geht vielfach ins Unendliche, Grenzenlose, gemäss den notwendigen Gesetzen der fortschreitenden Erkenntniss. Das Altertum hat den geschlossenen Weltbau des Aristoteles, das kugelförmige, begrenzte Weltall, ausserhalb dessen es nichts giebt. Wir haben uns seit Copernikus gewöhnen müssen, diesen malerischen Weltbau, der den Augenschein für sich hat und den noch Dante, sehr zum Vorteil gegen Klopstock, seiner Divina comedia zu Grunde legen konnte, fallen zu lassen und mit der Unendlichkeit des Raumes die Grenzenlosigkeit der Sternenwelt anzuerkennen. Steigen wir vom Himmel auf die Erde herab! Mit einem Blicke fast konnte man die ganze griechische Welt überschauen. Von der Höhe von Akrokorinth schweift das trunkene Auge von dem Süden des Peloponnes fast bis zu den nördlichen Grenzen von Hellas, eine wahrhaft plastische Landkarte für den Beschauer. Blicken wir weiter auf den Staat und seine Formen, so haben wir im Altertum durchgehends die engbegrenzte Stadtverfassung, bei uns Land- und Reichsverfassung. Für die Wissenschaft haben wir, um nur ein Beispiel anzuführen, in der Mathematik der Alten durchweg die Betrachtung und Verwendung begrenzter Grössen, bei uns hat die Differential- und Integralrechnung das Unendlich-Kleine dem Calcül unterworfen. Die ganze antike Dichtung wird von Schiller in seinem berühmten Aufsatz als naiv, die moderne als sentimental charakterisirt. Ueberall sind uns die Alten in Leben und Anschauung, wir ihnen dagegen im Begriff überlegen. Sie handelten weit mehr durch natürliche Kraft, wir überall durch Maschinenwerk. Wir übertreffen sie in technischer Kunst und Berechnung, aber Bildhauer besitzen wir nicht wie sie. Ueberall haben sie das jugendlich Frische und Anschauliche für sich, wahrhaft innerlich verwandt mit dem Geiste edler Jugend. Dazu gesellt sich, im Römertum der republikanischen Zeit, jene herrliche Kraft männlicher Tugend, jene erhabene Vaterlandsliebe, jene Aufopferungsfähigkeit für den Staat, für das Gesammtwohl, die in der Geschichte ihres Gleichen nicht hat.

Das Alles würde diese classischen Studien zu einem trefflich geeigneten Tummelplatz jugendlicher Geistesgymnastik machen auch ohne den unmittelbaren Zusammenhang unserer deutschen Kultur und Litteratur mit der des Altertums. Nun aber ist dieser Zusammenhang eine Thatsache. Zu dem Gewebe unserer Kultur hat das Altertum fast durchweg den Einschlag gegeben. Durch tausend Fäden mit unserer modernen Welt verknüpft, ist das Altertum geradezu ein Stück von uns selbst. Wer es verstehen lernt, lernt zugleich einen Teil von uns selbst verstehen. Das deutsche

Volk würde einen Raub an sich begehen, wenn es das, wodurch es geistig mündig und gross geworden, von sich werfen wollte. Dazu hat es sich selbst zu lieb.

Gewiss würde es der Bedeutung der classischen Studien nichts schaden, wenn das Gold der alten Sprachen auch heute noch in unmittelbar dem Verkehre dienendes Geld ausgemünzt werden könnte. Aber je weniger das der Fall ist, um so höher ist ihr idealer Werth anzuschlagen. Was ist selbstloser und jedem Krämergeist ferner, was dem leidigen Getriebe des Marktes um das Mein und Dein mehr entrückt, was ist, Kantisch zu reden, uninteressirter und dabei zugleich doch interessanter als die Erlernung des Griechischen? Um ihres Gedankenreichtums, ihrer Schönheit, ihres inneren Wertes willen dringen wir in die Litteratur der Griechen ein und scheuen nicht die Schwierigkeiten, welche sich der Aneignung ihrer unendlich wohllautenden, aber auch erstaunlich formenreichen Sprache entgegensetzen. Da lässt sich nicht berechnen und bestimmen, für welche Lage des Lebens wir dieses, für welche wir jenes Stück des Erlernten anwenden können, für welches Berufsgeschäft das eine, für welches das andere tauglich sei. Vielleicht haben wir in wenigen Jahren nach Abgang von der Schule unser Griechisch so gut wie vergessen, weil das Leben eben keine Verwendung dafür bot und darum der Anlass fehlte, es lebendig zu erhalten oder aufzufrischen — und gleichwohl hat unvermerkt die Erlernung dieses weltfremden Griechisch uns den allergrössten Nutzen gebracht: an ihm ist unser Geist gereift und frei, unser Herz empfänglich geworden für das geistig Hohe und Bedeutsame, an ihm haben wir gelernt auch noch anderen Interessen zu huldigen, als den unmittelbaren Forderungen des Berufes.

Und ein Hauch dieses Geistes, dieser selbstlosen Hingabe an das zu Erlernende rein um seiner geistigen Bedeutung willen, soll über dem ganzen Unterricht ruhen. Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig. Gewiss, es giebt sehr vieles im Unterricht, was ohne Weiteres überliefert und eingeprägt, vieles, was unerbittlich sicher und fest auswendig gelernt werden muss, teils um der Sache willen, teils zur Übung und Stärkung des Gedächtnisses. Aber die Hauptsache ist doch, dass wir, natürlich sehr verschieden nach Alter und Fassungskraft der Schüler, immer darauf hinarbeiten, eigenes Denken an die Stelle mechanischen Nachsprechens, wirkliche Einsicht an die Stelle urteilslosen Hinnehmens, feste Ueberzeugung an die Stelle schwankender Meinung zu setzen. Wir müssen uns bemühen, die Schätze des Gedächtnisses in wirkliche Nahrung des Geistes umzusetzen, die aufnehmende Thätigkeit immer zum Ausgangspunkt für die Selbstthätigkeit zu machen.

Die Lektüre z. B., sei es im Deutschen, sei es in der fremden Sprache, sei so gewählt, dass sie den Geist überall zum Vergleichen, Unterscheiden, Zusammenfassen, zum Nachprüfen durch eigenes Urteil und eigene Schlussfolgerungen herausfordert. Es bedarf dann nur eines durchgebildeten und selbstdenkenden Lehrers, um den Stoff fruchtbar zu machen für die eigene Denkthätigkeit der Schüler.

Auf grammatisch-sprachlichem Gebiet — und dies gilt für das Französische so gut wie für die alten Sprachen — soll und muss zwar die sprachliche Regel wortgetreu in das Gedächtniss eingesenkt werden. Aber sie bleibt toter Besitz ohne die Fähigkeit der Anwendung. Diese erst scheidet den selbst arbeitenden Geist von dem mechanischen Kopf. Das Feld der Anwendung mit seinen unerschöpflichen Abwechselungen ist hier der eigentliche Turnplatz für die Gymnastik der Geister.

Auch der Religionsunterricht enthält, neben der erbaulichen Anregung des Gemütes, die seine edelste Aufgabe bildet, sowie neben reichlicher geschichtlicher Belehrung, ein nicht unbedeutendes Moment der Denkarbeit in sich. Er soll nicht bloss den Katechismus und den sonstigen Memorirstoff auswendig lernen lassen, sondern die Wahrheiten des Christenthums mit lebendigem Geist erfassen

lehren. Denn unsere christliche Religion, wie sie im Protestantismus lebt, ist nicht totes Gedächtniswerk, sondern soll bis zu einem gewissen Grade selbsterrungener Besitz sein. Das Christentum ist nicht eine Religion, sondern die Religion, da es, wenngleich geschichtlich bedingt, zu seinen allgemeinen Grundlagen doch die Ueberzeugungen der Vernunft selbst hat. Christi Mund hat sie uns verkündet. Eben darum darf unsere Religion getrost jede Prüfung aushalten und wird bei lebendiger Entwickelung unter gegenseitigem Austausch sich dem Lernenden als das darstellen, was, wenn auch dunkel und vielleicht verkannt, in seiner eigenen Brust schlummerte, und nun, geweckt, zum bewussten Eigentum wird. So erscheint die Belehrung über sie wie eine Art ἀνάμνησις, eine Wiedererinnerung im platonischen Sinn, und hat in dieser Beziehung bei aller Verschiedenheit im Übrigen einige Ähnlichkeit mit der Mathematik. Denn auch diese ist, und zwar in noch prägnanterem Sinn als die Religion, Eigentum der Vernunft: sie entwickelt ihre Wahrheiten rein aus den Tiefen des eigenen Geistes ohne alle historische Voraussetzungen. Welches Feld zur Anregung eigener Denkarbeit bietet sich hier!

Auch Geschichte und Geographie kann und wird in der Hand eines ernsten Lehrers mehr leisten, als die Einprägung von Namen und Zahlen.

Es ist klar, dass bei solcher Auffassung von den Zwecken des Unterrichts es weniger ankommt auf die Masse des Erlernten, als auf die Art, wie es erlernt wird. Gewiss fordert die fortschreitende Zeit Einlass für manches Neue im Unterrichtsstoff. Aber hüten wir uns nach wie vor vor ausgebreiteter Mannigfaltigkeit des Unterrichts, die den Geist oft mehr verwirrt als wahrhaft aufklärt. Versieht man ein Schiff mit zu vielen Segeln, so gerät alles verkehrt. Nicht zerstreuen, sondern zur Sammlung führen soll alle wahre Bildung. Möget ihr daher vielleicht bedauern, manches nicht gelernt zu haben, einige Überlegung wird euch sagen, dass in dem Wettbewerb um einen Platz im Unterricht notwendig eines oder das andere zurückstehen muss.

Zwei charakteristischen Erscheinungen der Zeit dürfen wir hoffen auf diesem Wege einigermassen entgegenzuwirken: einmal der Einseitigkeit bloss fachmännischer Bildung und zweitens der jetzt in weiten Kreisen üblichen, verhältnismässigen Überschätzung alles dessen, was mit der Materie zusammenhängt, m. a. W. dem Übergewicht, das die Naturwissenschaften über die Geisteswissenschaften in der öffentlichen Meinung besitzen.

Fachmännische Tüchtigkeit ist unentbehrlich für die Wohlfahrt des Ganzen und ein hohes Lob. Aber sie darf den Blick nicht verengen und ausschliesslich an dem Geschäfte des Berufes festhalten. In den niederen Sphären des Lebens hat es damit zwar keine Not, aber wenn in denjenigen Berufskreisen, für welche das Gymnasium vorbildet, in den leitenden, lehrenden, beratenden Stellungen, eine solche Abgeschlossenheit und Einseitigkeit zur Regel wird, so leidet das Volk im Ganzen unfehlbar Schaden an seiner Seele: der innere geistige Zusammenhang der höheren Klassen, auf dem doch das Gesammtbewusstsein der Nation wesentlich beruht, geht allmählich verloren und macht einer geistigen Vereinzelung, einer Zersplitterung Platz, welche schliesslich das Volk sich selbst entfremdet, indem es sich selbst nicht mehr versteht. Unser unendlich verzweigtes Berufsleben legt die Gefahr nur zu nahe, sich seinen geistigen Horizont durch die Grenzen des Amtes bestimmen zu lassen. Dem sollen die höheren Schulen entgegenarbeiten, indem sie den Geist neben einem gewissen gemeinsamen Besitz an Kenntnissen vor allem auch eine gleichmässige Richtung auf das geistig Hohe und allgemein Interessante zu geben suchen.

Als anderes nannte ich die verhältnissmässige Überschätzung der Naturwissenschaften. Verhältnissmässige, sage ich, denn für sich genommen können die Naturwissenschaften, der Stolz unseres

Jahrhunderts, gar nicht hoch genug geschätzt werden. Aber es geht der Zug der Zeit mehr und mehr dahin, den Naturwissenschaften, denen wir für den materiellen Fortschritt unseres Lebens so unendlich viel verdanken, eben deshalb eine ungleich höhere Bedeutung beizumessen als den Geisteswissenschaften. Was nicht betastet, nicht gewogen, nicht gezählt und in seinen nutzbringenden Wirkungen berechnet werden kann, das hat in den Augen vieler überhaupt keinen rechten Wert. Und doch, wer bestimmt dem Einzelnen, der Gesellschaft, dem Staat, wer jedem menschlichen Handeln und Streben seine letzten Ziele? Wer lehrt uns die Rätsel unseres Daseins, wer dieses Lebens wahren Sinn deuten? Wer leitet uns an zur Verständigung mit uns selbst, zur Erlangung des Friedens der Seele? Nicht die Naturwissenschaften, sondern die Geisteswissenschaften und die Religion. Sie sind es, die uns davor bewahren, mit der zunehmenden Herrschaft über die Natur zugleich immer mehr die Sklaven der Natur zu werden, die uns neben dieser Welt der Erscheinung, des Wissens, eine Welt des Glaubens aufweisen, die uns über die Materie erheben und uns zeigen, dass der Mensch frei ist, und wär' er in Ketten geboren. Sie hochzuhalten, ihre Rechte nicht verkümmern zu lassen, dazu müssen wir durch die Gestaltung und Haltung unseres Unterrichtes, soviel an uns ist, beitragen.

Sehen wir übrigens auf die Naturforschung selbst als Forschung, so hat sie in ihren grössten Vertretern nie diesen Gesichtspunkt des Nutzens zum eigentlich leitenden oder gar ausschliesslich bestimmenden gemacht, nie den Vorrang der Naturwissenschaften vor den Geisteswissenschaften zu behaupten sich angemasst. Diese falsche Schätzung hat sich nur der öffentlichen Meinung bemächtigt und allmählich in ihr festgesetzt aus den vorhin angedeuteten, naheliegenden Gründen. Die besten deutschen Forscher haben der Natur ihre Geheimnisse abgefragt ohne Rücksicht auf die praktischen Vorteile, die etwa daraus entsprangen, geleitet allein durch den Drang nach Wahrheit. Die Natur bloss zum Quell der Befriedigung menschlicher Bedürftigkeit zu machen, dazu war sie ihnen zu erhaben. Sie fühlten viel zu deutlich, was jeder tiefer empfindende Mensch der Natur gegenüber fühlt, dass die Materie nicht das einzige und letzte ist, was unserer Erkenntniss als Gegenstand zu Grunde liegt, dass gerade die Natur in ihrer unvergänglichen Schönheit geeignet ist, das Menschengemüt zu den uneigennützigsten Empfindungen zu stimmen und zu erheben, dass sie, die Natur, der Wissenschaft zwar einen fortwährenden, grossartigen Triumphzug bereitet, daneben aber einen Zauber übt, den keine Wissenschaft zu lösen im Stande ist. Ich meine ihre ästhetische Bedeutung, durch die sie dem fühlenden Herzen mit unwiderstehlicher Macht die Herrlichkeit Gottes verkündet. Und das war das zweite, was ich zu Anfang als Kennzeichen wahrer Bildung hinstellte, das Schöne zu achten und zu lieben eben um seiner Schönheit willen, das Hässliche, Schmutzige aber zu verachten, eben weil es keiner Achtung wert ist.

Mit Recht sagt man, der Mensch sei nicht oder sei noch nicht ganz verdorben, der Freude empfindet an der Natur. Sie, die ewig reine, ewig schuldlose, ist die edelste und wahrste Freundin des Menschen, wenn anders wahre Freundschaft nichts gemein hat mit den niedrigen selbstsüchtigen Trieben des menschlichen Herzens. Euch, liebe Schüler, umgiebt hier, umrahmend die herrlichste und erinnerungsreichste der deutschen Burgen, eine Natur, so herrlich und prachterfüllt, dass auch das verstocktere Gemüt von der Macht ihres Reizes getroffen wird. Suchet, m. F., den Umgang mit ihr, freuet euch ihrer unendlichen und immer neuen Schönheit. Sie wird es euch reichlich lohnen: sie wird euch frisch erhalten und unverdorben an Leib und Seele, sie wird euch empfinden lassen, wie schal und ekel im Vergleich mit dem, was sie gewährt, der selbstsüchtige Sinnengenuss

in allen seinen Formen von der kindischen Näscherei bis zur wüsten Schlemmerei und Völlerei, und wie verächtlich jener erfinderische Scharfsinn ist, den der verblendete Mensch aufwendet, um diesem seinem sinnlichen Gelüste immer wirksamer zu fröhnen.

Diese Reinheit der Empfindung, die den Vorzug edlen Naturgenusses bildet, o wäre sie doch der Grundzug unseres Geschmackes überhaupt, wäre sie doch entscheidend für unser Verhältnis zu Kunst und Dichtung. Dann würden wir in unserer Litteratur nicht Strömungen haben, wie diejenige, die in jüngster Zeit so viele Geister mit sich fortriss und auch die Jugend vielfach in ihre Wirbel hineinzog. Ich meine jene Dichtungen, deren Gegenstände materielles Elend, geistige Verkrüppelung, krankhafte Seelenzustände, sociale Schäden, Zerrüttung des Familienlebens, innere Unfreiheit waren. Gewiss, auch die Nachtseiten menschlichen Daseins sollen der dichterischen Darstellung nicht verschlossen sein, aber sie sollen nicht die Atmosphäre abgeben, die das Ganze atmet, sondern wenn dergleichen dargestellt wird, so soll es so geschehen, dass sich das Edle, Grosse, Schöne um so glänzender davon abhebe. Denn die eigentliche Aufgabe aller Kunst, aller Dichtung ist keine andere als die, das Ewige, das Vollendete, das keine Wirklichkeit uns bieten kann, uns ahnen zu lassen dadurch, dass sie es uns mit dem Zauberstabe der Phantasie im Bilde vorführt. Sie soll begeistern, erheben, trösten; sie soll in der Tragödie — die ich hervorhebe, weil sie für unsere oberen Klassen vorzugsweise in Betracht kommt — geistige Kraft im Ringen mit einer widerstrebenden Welt, siegend trotz leiblichen Untergangs, darstellen, oder Schuld und Sühne, deren wahrer Zusammenhang im endlosen Flusse des wirklichen Lebens sich unserem Auge meist entzieht, mit einem Blick in ihrem Ineinandergreifen überschaubar machen. Gott Lob! ist unsere Literatur nicht arm an Schöpfungen solchen Gepräges. Sie sind die wahre Nahrung der Jugend.

Das Schöne in seiner höchsten und herrlichsten Erscheinung ist die Seelenschönheit, das geistig Schöne. Dies aber ist nichts anderes, als das sittlich Gute und Edle. Und damit gelangen wir zu dem dritten Hauptmerkmal wahrer Bildung, das wir oben nannten. Das Gute um seiner selbst willen zu thun, dazu mahnte schon die schöne Lehre des griechischen Alterthums, eines Sokrates, Platon, Aristoteles. Aber sie betrachteten das mehr als eine Sache der Einsicht, des guten Geschmacks, der Gewöhnung, denn als eine Forderung unbedingter Pflicht. Diesen Begriff der unweigerlich fordernden Pflicht hat erst die neuere Ethik, man kann nicht sagen geschaffen, denn er hat immer in der Menschenbrust geschlummert, wohl aber richtig ans Licht gestellt. Die strenge Erfüllung der Pflicht aus reiner Achtung vor ihrem erhabenen Gebot ist der wahre Prüfstein der Sittlichkeit, den freilich jeder nur in sich selbst trägt. „Wie kann man“, fragt Goethe, „sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln; versuche deine Pflicht zu thun und du weisst gleich, was an dir ist.“ Und ganz in dem nämlichen Sinne sagt er in einem Briefe an Kraft: „Das Muss ist hart, aber beim Muss kann der Mensch allein zeigen, wie's inwendig mit ihm steht. Willkürlich leben kann jeder.“

Dies unerbittliche „Muss“ in Sachen des sittlichen Handelns kannte das Altertum nicht, dafür fehlte ihm aber auch dasjenige, was uns die schwere Aufgabe der Pflichterfüllung zu erleichtern im Stande ist: die christliche Religion. Der Gedanke daran, dass Gott, der Herzenskündiger, in die innersten Tiefen unseres Gemütes schaut, dient zugleich zum Sporn wie zum Trost für die Ueberwindung, welche die Erfüllung der Pflicht so oft fordert. Aufrichtiges Gebet zu Gott hat eine selten versagende Kraft, den Entschluss zum Guten, zur Pflichttreue zu fördern und zu befestigen. Diese religiös sittliche Stimmung zu erzeugen, kann freilich nun und nimmermehr das Werk der Schule

allein sein. Die Familie, das Haus ist es, wo in dieser Beziehung jeder die Grundrichtung und Grundfärbung seines Wesens erhält. Ist diese Richtung gut, so wird die Schule das Ihrige thun, sie weiter zu kräftigen. Ist sie schlecht, so wird sie es sich angelegen sein lassen, sie zu bekämpfen und womöglich zum Besseren zu ändern. Aber man verlange von ihr nicht zu viel. Sie kann nur mitwirken als Bildnerin des sittlichen Menschen, stützend und schützend. Wohl wäre es herrlich und der höchste Triumph unserer Kunst, wenn wir uns dessen rühmen könnten, was nach Plutarchs Bericht jener lakedämonische Erzieher von sich sagte, er wolle es dahin bringen, dass der Knabe am Guten Freude und vor dem Schlechten Abscheu habe. Denn diese Freude und dieser Abscheu sind der Boden, auf dem alle Sittlichkeit wächst, die Seelenstimmung, die zu allem Edlen fähig macht. Aber nur im Verein mit Haus und Familie darf die Schule hoffen, sich diesem Ziele zu nähern. Es steht mit dem Charakter ähnlich wie mit dem heimischen Dialekt. Die Sprache, die einer aus dem Hause mit in die Schule bringt, kann hier wohl verbessert und veredelt, aber nicht von Grund aus verändert werden. Es ist zwar bequem, die Schule für alles Mögliche verantwortlich zu machen; aber man belaste sie nicht, um die Familie zu entlasten. Die Familie allein kann die verborgeneren und feineren Seelenregungen des Knaben und Jünglings beobachten, kann durch Mittel, welche der Massenzucht öffentlicher Schulen nicht zu Gebote stehen, auf sein Gemüt einwirken, kann seine häusliche Lektüre überwachen und ihn vor bösem Umgang bewahren. Welcher Einfluss der Schule könnte nur annähernd den einer guten, liebenden Mutter ersetzen! Darum sage ich: so lange das deutsche Familienleben gesund und tüchtig ist, so lange wird es gut stehen um unser Volk, selbst wenn die Schulen nicht den höchsten Anforderungen genügen sollten. Ist aber aus dem Familienleben Frömmigkeit und sittlicher Geist gewichen, herrscht da kein reiner und feiner Ton mehr, dann helfen auch die besten Schulen nichts. Duldet und entschuldigt oder begünstigt man gar daheim die Genusssucht oder die Dreistigkeit in Rede und Handlung, dann wird alle Arbeit der Schule dagegen vergeblich sein. Um Ihre Unterstützung also, Ihre ernste und aufrichtige Unterstützung, Sie gleich jetzt, wo ich zum ersten Male vor Ihnen erscheine, zu bitten, liegt mir vor allem am Herzen. Ich dagegen verspreche, meine ganze Kraft dieser Anstalt zu widmen. Bei aller etwaigen Verschiedenheit in der Individualität der Leiter derselben, kommt es doch schliesslich darauf an, dass ein jeder seine ganze Persönlichkeit in den Dienst der Sache stellt. Das ist es, was man fordern darf, und dessen Erfüllung, mag auch sonst sein Thun noch so sehr Stückwerk sein wie alles Menschliche, bei der Beurteilung im Ganzen vor allem mit in Rechnung gebracht werden muss.

Ihr aber, lieben Schüler, wenn ihr in eueren Herzen mir gelobt, der Arbeit der Schule den bereiten Sinn, den guten Willen entgegenzubringen, dann habt ihr dieser Stunde die rechte Weihe gegeben.

Seid ihr empfänglich für das, was ich als wahre Bildung zu kennzeichnen versucht habe, so seid ihr zugleich auf dem rechten Wege, dem Vaterlande die gebührende Dankbarkeit und Liebe, und Gott die schuldige Ehrfurcht zu erweisen.

Ihn aber, den allmächtigen Gott, flehen wir an, dass er unserem gemeinsamen Werk seinen Segen nicht versagen möge.